

Einmal glücklich.

Novelle von E. Merk.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Ich will Ihnen erzählen, wie ich Erwin Rueda kennen lernte," sagte Mathilde. „Vielleicht werden Sie dann diese wunderliche Freundschaft leichter begreifen können. Es war bald nach dem Tode meiner Mutter; ich kam eben als Siebenzehnjährige aus dem Kloster, in dem ich erzogen worden war. Ich habe in den fünf Jahren, die seitdem vergangen sind, eine selbstständige Denkweise gewonnen; damals stand ich ganz eingewurzelt in Klosteranschauungen und meinte, die dort angenommenen Gewohnheiten auch im Vaterhause mit aller Strenge weiterführen zu müssen. Mein Vater gestattete mir meiner Gesundheit halber nicht, am frühen Morgen, in Nebel und Winterkälte, in die Kirche zu gehen; aber statt ihm zu folgen, fand ich es verdienstvoll, mich heimlich, ohne eine Dienerin zu wecken, fortzuschleichen, um die feierliche Andacht, die während des Advents um fünf Uhr stattfand, nicht zu versäumen. Die Kirche war von unserer Wohnung nicht weit entfernt; bis zur Frühstücksstunde war ich stets wieder zurück. Einmal nun erwachte ich aus festem Schlaf. Ich meinte deutlich Glockenklang gehört zu haben. ‚Es war der Ruf zum Engelamt,' dachte ich, energisch meine Müdigkeit bekämpfend. Ob ich in meiner Schlaftrunkenheit die Uhr nicht richtig sah, ob sie auf fünf Uhr stehen geblieben war, ich weiß es nicht mehr. Es schien mir noch stiller als sonst, als ich vor das Haus trat; die Sterne blitzten sehr hell; nirgendwo brannte noch ein Licht, Niemand kam des Weges. Es war mir unheimlich; ich lief ordentlich bis an die Kirchenthür. Doch zu meiner Bestürzung war sie verschlossen. Eben hub die Thurmuhr zu schlagen an; es hallte laut rasselnd in die Nacht hinaus: eins, zwei! — Dann blieb es still. Zwei Uhr! Und ich allein auf der Straße. Mein erster Gedanke war, mich hinter die Säulen des Kreuzgangs zu bergen und auf den Morgen zu warten. Doch als ich eben die Stufen herabgestiegen war und nun im vollen Licht der Gaslampe stand, erklang hinter mir ein rascher Schritt, der Rauch einer Cigarre wehte mir entgegen, und ehe ich den Schleier vorzuziehen vermocht hatte, kam Lieutenant Rueda an mir vorüber. Er sah sich um, blickte mir in's Gesicht, zog erstaunt den Hut vom Kopfe und nannte grüßend, in befremdetem Tone, meinen Namen. Wir kannten uns lange vom Sehen, denn wir wohnten in der Stadt in derselben Straße, und auch unsere Villen am Tegernsee sind nachbarlich gelegen."



Das Ballongespenst. (S. 387)

Julie zuckte zusammen bei der Erwähnung jenes See's, der ihr Glück verschlungen hatte. Mathilde drückte ihr mit einem mitleidsvollen Blick die Hand; dann fuhr sie fort: „Wenn im Kloster von einem argen Weltkind und Sünder die Rede gewesen war, hatte ich immer an Rueda denken müssen, wie er auf hohem Wagen mit übermüthigem Gesicht an unserem Landhause vorübersauste, und ich glaube, wenn wir für die armen Heiden beteten, dann hatte ich ihn mit eingeschlossen. Wie erschrak ich nun, als dieser Heide und Sünder mich mit überraschten, spottlustigen Augen ansah! Ich mußte sprechen, mußte ihm den Grund meines Hierseins erklären. Er lächelte über meine Worte, warf die Cigarre weg und sagte: „Sie erlauben doch, daß ich Sie nach Hause führe, Baronesse?"

„Nein, nein! Um Gottes willen nicht nach Hause!“ rief ich. „Ich habe keinen Schlüssel zu dem Thor, das hinter mir in's Schloß gefallen ist und erst um sechs Uhr geöffnet wird; die Hausglocke aber würde meinen Vater wecken, der nicht wissen darf, daß ich gegen sein Verbot in die Frühmesse wollte. Ich werde hier bleiben!“

„Das können Sie nicht,“ versicherte er mir. „Ein vorübergehender Polizist würde Sie ansprechen.“

„Aber was dann?“ frug ich in angstvoller Bestürzung. „Kann ich denn nirgendwo ein paar Stunden warten? Vielleicht bei Ihnen, mein Herr, dort in Ihrem Hause, in Ihrem Gartenpavillon. Wollen Sie mir das vielleicht erlauben?“

Ich fühlte sofort, daß ich etwas sehr Thörichtes gesagt haben mußte, denn er sah mich so seltsam an; so, als wolle er sich überzeugen, daß es wirklich solch' weltfremdes, unerfahrenes Geschöpf geben könne. Heute begreife ich freilich, wie naiv mein Ansinnen war, und sehen Sie, wäre Rueda der schlechte Mensch, für den Sie und so Viele ihn halten, er würde sich einen Spaß daraus gemacht haben, das ungeschickte kleine Mädchen in sein Haus zu führen, gleichviel, ob dessen Ruf darunter gelitten hätte. Er aber sagte fast streng:

„Verehrtes Fräulein, in dieser Stunde gibt es keinen anderen Platz für Sie, als das Heim Ihres Vaters, und ich bitte Sie dringend, verlassen Sie dasselbe nie wieder, auch nicht in späterer Morgenstunde, ohne Schutz und Begleitung. Und nun ziehen Sie den Schleier fest über Ihr Gesicht — und kommen Sie!“

Es war zu wunderlich, wie scheu und demüthig ich nun neben diesem Manne herging, über welchen ich mich in meinem klösterlichen Eigendünkel so erhaben gefühlt hatte.

Nur eine kurze Wegstrecke ist's gewesen, aber ich habe diese Minuten nie vergessen. Es war ja mein erstes Erlebniß und es klang so ehrlich von seinen Lippen, als er mir beim Abschiede sagte:

„Ich darf Ihnen nicht erklären, wie fremd und seltsam mich diese Begegnung mit Ihnen berührt hat. Aber glauben Sie mir, ich habe lange nicht mehr in ein so junges, unschuldvolles Gesicht geschaut, lange nicht mehr den Schauder der Ehrfurcht verspürt, wie vor Ihnen — ich danke Ihnen für diesen Hauch aus einer besseren Welt!“ —

Im Sommer darauf hat er sich meinem Vater vorstellen lassen und uns auf dem Landhause besucht. Wir fanden bald einen eigenartigen, vertraulichen Ton der Unterhaltung. Ich bin wohl eine seltene Erscheinung in seinem Leben geblieben; er kommt zu mir, wenn er traurig und ernst ist, wenn das Treiben in seiner lauten, lustigen Welt ihn anekelt; er nennt unser stilles Wohngemach sein Asyl und mich seine ‚heilige Freundin‘. Und ich bin stolz darauf, stolz, ihm einen Dienst zu erweisen, so oft ich kann, ihn zu vertheidigen, wenn man über ihn schmäht. Denn wie auch sonst sein Leben sein mag, gegen mich war er stets ein Beschützer, ein Freund, ein Bruder, und nie hat er ein Wort gesprochen, das mich verletzt haben würde!“

Die Augen des Mädchens glänzten, ihr sonst schweigsamer Mund war mit einem Male so beredt geworden. Sie schien das Geheimniß ihres Herzens kaum verbergen zu wollen. Julie schaute entsetzt auf diese reinen, sanften Züge, die von Liebe glühten für einen Mann, der ihr wie ein böser Dämon erschien.

„Und Ihr Vater billigt diesen Verkehr?“ rief sie.

„Mein Vater hat es nicht erfahren, daß seine böse Tochter einmal um zwei Uhr Nachts auf der Straße war; nur eine alte Dienerin ist damals die Vertraute meines Abenteuers geworden, weil sie allein mich klingeln hörte. Mein Vater weiß also nicht, wie ich Rueda kennen lernte; aber er hält ihn für einen Kavalier und hat nichts gegen seine Besuche einzuwenden. Nur soll ich ihn nicht allein empfangen —“

Sie hielt zögernd inne, als sie Juliens düstere Augen und festgeschlossene Lippen sah.

„Ich weiß, wie schwer es Ihnen fällt, seine Nähe zu ertragen,“ fuhr sie dann bittend fort. „Aber bringen Sie mir manchmal das Opfer. Sie werden sich überzeugen, daß er trotz Allem gut ist und edel und groß!“

„Mathilde!“ rief Julie und faßte wie beschwörend die Hand des Mädchens. „Sie nennen ihn edel und gut und groß, und dabei zittert Ihre Stimme und jeder Ton verräth, daß Sie ihn lieben! Und er kann ein Mädchen wie Sie jahrelang kennen, jahrelang neben Ihnen hingehen und Ihnen nichts bieten als Entgelt für Ihr schönes Herz, als eine karge Freundschaft, während er vielleicht seine Liebe Anderen vor die Füße wirft, die nicht werth sind, daß nur Ihr Kleid an ihnen vorüberstreift! Sehen Sie denn nicht ein, wie verächtlich dies ist? Fühlen Sie denn nicht das grausame Unrecht, das er auch an Ihnen begeht?“

Das Mädchen hob die Augen, offen und klar, ohne nur einen Versuch zu machen, ihr Gefühl zu verleugnen.

„Nein, er ist nicht grausam gegen mich!“ sagte sie mit einem ernsten Lächeln. „Er hat ja keine Ahnung, daß ich ihn lieb habe. Wenn ich eine Nonne wäre, ich könnte seinen Liebeswünschen nicht ferner und unerreichbarer scheinen. Wie soll er ein Unrecht an meinem Herzen begehen, wenn er nicht weiß, daß es ihm gehört! Vielleicht ist es auch eine seltsame Liebe, die ich für ihn habe, da ich es ganz zufrieden bin, immer nur seine Freundin zu bleiben, bis wir Beide graue Haare haben und er dann als alter Mann noch zu mir kommt, wenn all' die lachenden Gestalten, die ihn jetzt umflattern, aus seinem Leben geschwunden sind. Dann sagt er vielleicht einmal: ‚Mathilde, Sie waren doch die treueste Seele, die ich fand!‘ Ich aber werde ihm vor dem Sterben bekennen: ‚Die treueste, weil meine Liebe die größte war!‘ — In diesem Gedanken finde ich mein Glück, meinen Frieden! O bitte, rauben Sie mir ihn nicht und lassen Sie mir meinen Glauben an ihn!“

Julie schwieg. Ihr Herz hatte bis zu dem Unglückstage des Verlustes nur eine sonnige, erwiederte Neigung gekannt. Sie konnte diese Mädchenliebe nicht verstehen; aber es war etwas so Rührendes in diesem Gemisch von Ergebung und Schwärmerei, daß ihr jedes ernüchternde Wort auf den Lippen erstickte. Ja, die junge Wittwe, die bisher nur ihr eigenes Schicksal betrachtet und der grausamen Härte geziehen hatte, hörte aus diesem ernsten Bekenntniß die große, allgemeine Sehnsucht nach Glück hervorklingen, die von einem Erdtheil zum anderen durch die Menschheit zittert, und der viel tausendmal die dumpfe Antwort wird: Verzichte und entsage!

Ein beruhigender Hauch zog über ihre grollende Seele. Sie fühlte bessere Empfindungen in sich erwachen: Mitleid, Interesse für Andere. Sie wollte die Augen offen halten, daß die junge Träumerin an ihrer Seite nicht zu bitterlich enttäuscht werde, und Erwin sollte fühlen, daß dem Mädchen eine treue, scharfblickende Warnerin zur Seite stand. In dem Gedanken, daß sie hier eine ernste Aufgabe zu erfüllen habe, wollte sie es ertragen, daß ihr Verhängniß sie mit diesem Manne zusammenführte. Ihr eigenes Leben schien ihr so völlig abgeschlossen, und ihr Herz und ihre Wünsche glaubte sie todt.

3.

Mehrere Jahre waren dahin gegangen; nach außen hin hatte sich im Hause Laurenberg nichts verändert: aber die Zeit vollzieht nach ihrem ewigen Gesetze an dem Gemüthe der Einzelnen unmerklich und allmälig ihre leisen Wandlungen. Die Charaktere der beiden innig zusammenlebenden Damen hatten eine Wechselwirkung aufeinander geübt. Julie hatte nicht vergessen, aber ertragen gelernt. Mit einem Schauder sah sie allsommerlich, wenn sie mit der Familie auf der Villa weilte, jene Stelle am Bergsee wieder, die ihr das Liebste verschlungen; hier wiegten sich die Schmetterlinge, glitzerten die Wellen, tanzten die Sonnenlichter — und sie dachte an ihr verlorenes Glück, für das es keine Rückkehr mehr gab. Stundenlang stand sie oft vor dem Bilde ihres Gatten, welches Rueda von einem bedeutenden Künstler nach einer Photographie hatte malen lassen, um es ihr zu schenken; dann war es ihr zuweilen, als würden die Lippen lebendig, als fühle sie ihren Hauch auf ihrem Munde — und sie erstickte, aus ihrem Traum erwachend, mühsam einen heißen Aufschrei der Sehnsucht.

Aber sie hatte verlernt, in wilder Auflehnung wider ihr Schicksal zu knirschen. Die vielseitige Thätigkeit, die sie im Hause fand, füllte ihr die Tage, denn sie war in allen geschäftlichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten die Rathgeberin des Barons geworden, auf deren klugen Blick er sich immer mehr verließ.

Im gleichen Maße, als Julie stiller und ergebener, war jedoch Mathilde ruheloser und leidenschaftlicher geworden. Sie lächelte Erwin zwar freundlich an, wenn er zum Besuch kam, plauderte mit ihm in der alten unbefangenen Weise, die keinen Zeugen zu scheuen hatte, aber Julie hörte sie ein paar Male tief aufseufzen, nachdem er sie wieder verlassen hatte, und sah es wohl, mit welch' verzweifelten, heißen Augen sie ihm nachblickte. Bei jedem Wort, das die junge Frau ihr zuweilen warnend zuwarf, fuhr sie aber heftig auf; und sie, die über sein wildes, abenteuerliches Leben nie hatte reden hören wollen, wußte nun trefflich Bescheid, daß eine Wandlung mit ihm vorgegangen sei, daß die Schaar leichtsinniger Freunde, mit denen er sonst seine Tage und Abende verlacht, sich um ihn gelichtet habe, daß eine schöne Frau, vor deren Augen er Gnade gefunden, umsonst alle Künste der Koketterie aufgeboten, um ihn zu ihren Füßen zu sehen, während er einsam auf seinem Landhause blieb, viele Sommerwochen lang. Und Julie fehlte der Muth zu einer Erwiederung; sie hätte eine Beobachtung aussprechen müssen, die sie selbst mit Grauen erfüllte; sie hätte sagen müssen: „Siehst Du denn nicht, armes Mädchen, daß seine Augen an — meinem Gesichte hängen, daß er um meinetwillen kommt?“ —

Mit all' der ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit hatte Erwin sich bemüht, die Wittwe seines Kameraden milder und versöhnlicher zu stimmen. Bescheiden und ernst war immer sein Ton zu ihr gewesen; er hätte gegen eine Fürstin nicht höflicher sein können, als gegen die mittellose, einsame Frau, die auf seine Fürbitte hin fremdes Brod genoß; er überhäufte ihren Knaben mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, die sie nicht zurückweisen konnte, da Mathilde ihrem Brüderchen niemals wehrte, von Rueda kleine Gaben entgegenzunehmen. Albert's Herz hatte er sich rasch erobert; die Mutter beharrte auf ihrem feindseligen Trotz. Ihr unversöhnliches Wesen kränkte und beleidigte ihn, aber es reizte ihn, sie zu besiegen. Er hatte nie erfahren, daß eine Frau, um deren freundlichen Blick er bettelte, ihm denselben auf die Dauer verweigern könne. Die bitteren

Worte, die sie ihm einst gesagt, waren ihm ätzend in's Herz gegraben; und es war nicht Liebe, was ihn zu ihr hinzog; es war ein Kampf, welches von ihnen Beiden das stärkere sei, das ihrer Nähe ein prickelndes Interesse für ihn verlieh.

Sie war nicht so unempfindlich für sein unermüdliches Werben um ihre Gunst, als sie sich den Anschein gab. Noch erblickte sie zwischen ihm und sich den Sarg, in dem ihr todter Gatte lag; aber sie fühlte wohl, daß sie diesen Schauder nicht verlieren durfte, daß es um ihre Treue und ihre Ruhe geschehen sei, wenn sie aufhörte, in Erwin Rueda einen Feind zu sehen.

Auch mit Baron Laurenberg war im Verlauf der letzten Jahre eine Veränderung vorgegangen; er zog sich nicht mehr still und wortkarg wie ehedem in seine Zimmer zurück, sondern er nahm an den Vorgängen im Hause Antheil, sprach mit den Damen über die Bücher, die ihn interessirten, ließ sich von Julie sogar einen Widerspruch in politischen Fragen gefallen und gab sich Mühe, ihre, von ihrem Gatten ihr eingeflößten Ansichten zu bekämpfen, ohne sich's selbst einzugestehen, daß die freiere, moderne Weltanschauung der jungen Hausgenossin einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Er liebte es, gegen alle früheren Gewohnheiten, im Sommer mit den Damen weite Ausflüge in's Gebirge zu machen, er suchte Geselligkeit, betheiligte sich an Jagdpartien und Wagenfahrten, setzte sich sogar unter die Bauersleute und schien es nicht ungern zu hören, wenn ihm respektvoll versichert wurde: „Der gnädige Herr sähe so gut aus, als würde er mit jedem Jahr jünger."

Gerade weil der Baron in der letzten Zeit frohlauniger und mittheilsamer als je gewesen, geschah es für Mathilde völlig unerwartet, daß er eines Tages als befehlender und tyrannischer Vater auftrat.

Man hatte seit Kurzem das Landhaus wieder bezogen und saß auf der Veranda, die nach der Straße zu lag, beim Frühstück. Da kam Erwin, der auch bereits auf seiner Villa weilte, zu Pferde vorüber, zog lebhaft grüßend den Hut, warf den Damen einen lachenden Blick zu und plauderte ein paar Worte mit dem kleinen Albert, der aus dem Garten auf ihn zugesprungen war. Julie hatte sich über die Brüstung gelehnt und ihren Knaben beobachtet. Als sie sich umwendete, sah sie zu ihrer Ueberraschung, daß der Baron aufgesprungen war und seine Tasse in sichtlichem Unwillen zurückgeschoben hatte.

„Mir gefällt die Vertraulichkeit dieses Herrn Rueda nicht," sagte er ungewöhnlich laut und rasch. „Ich will nicht, daß er in unserem Hause so intim verkehrt. Du wirst ihn einige Male abweisen lassen, Mathilde, das macht seinen Besuchen am sichersten ein Ende."

Das Mädchen war blaß geworden bis in die Lippen, dann glühte ein heftiger Trotz in ihren Augen auf, und sie frug hastig, gereizt: „Warum, Vater? Warum soll ich einen Mann beleidigen, der mir nie etwas zu leide that? Warum willst Du diesen Verkehr, den Du so lange Jahre gebilligt hast, plötzlich nicht länger dulden?"

„Ich habe meine Gründe," unterbrach der Baron sie sehr bestimmt, „und ich denke, ich bin noch der Herr im Hause und habe die Gesellschaft zu wählen, die hier ein- und ausgeht."

Er verließ mit erregter Miene die Veranda und zog sich in sein Zimmer zurück.

Mathilde blickte ihm mit einem Gesichtsausdruck nach, den Julie nie vorher an ihr gesehen hatte. Sie war nicht mehr bleich, ihre Wangen brannten, eine tiefe Falte grub sich in ihre sonst so mädchenhaft glatte Stirne und aus ihren Augen sprühte Zorn und Auflehnung.

„Das ist Ihr Thun, Julie!" sagte sie mit bebender Stimme. „O, das ist abscheulich von Ihnen! Sie wußten, daß es meine einzige bescheidene Freude war, ihn manchmal sehen zu dürfen —"

„Ich versichere Ihnen, daß ich niemals mit Ihrem Vater über Ihren — Freund gesprochen habe, daß mir der Grund seiner plötzlichen Abneigung räthselhaft ist, wie Ihnen," betheuerte Julie.

Sie hätte noch mehr gestehen können. Sie hätte beichten können, daß bei den Worten des Barons ihr erster, unwillkürlicher Gedanke gewesen war: „Wie öde wird dieses Haus sein und dieser Sommer, wenn Erwin's Stimme und sein froher Geist nicht Leben und Freude bringen!" Aber sie hütete sich wohl; sie war erschrocken, bestürzt über diese ihre eigene Regung, die ihr zum ersten Mal ein grelles Licht auf ihr heimliches, uneingestandenes Empfinden warf.

Mathilde sah mit düsteren Augen hinaus auf den blauen Sommerhimmel, nach der Fahne hinüber, die auf der Villa ihres Freundes flatterte.

„Ich werde nicht gehorchen," sagte sie nach einem langen Schweigen. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, ich brauche mich nicht wie ein Kind einer Laune zu fügen. Und wenn ich Erwin nicht in unserem Hause treffen soll, so werde ich ihm außer demselben zu begegnen wissen."

Julie, die in tiefes Grübeln versunken war, fuhr empor bei diesen Worten. „Ich begreife Sie nicht, liebe Mathilde! Ich kenne Sie nicht wieder! Sie, sonst die Maßvolle, Pflichtgetreue, Sie wollten Ihrem Vater trotzen, Ihren Ruf auf's Spiel setzen für einen Mann, der, wie hoch er Sie auch schätzen mag, doch nicht jenes Interesse für Sie besitzt —"

„Das ein Mann für ein Weib haben müßte," unterbrach sie Mathilde leidenschaftlich. „O, Sie brauchen mir das nicht zu sagen! Ich weiß es lange, habe lange erkannt, wie bettelarm ich bin mit dieser Freundschaft, die mich einst so zufrieden machte! Ich bin eine Andere geworden in diesen drei Jahren und ich kann es wohl begreifen, daß Sie damals über meine farblose, verträumte Liebe den Kopf geschüttelt haben, Julie. Ich bin nicht mehr so wunschlos, nicht mehr so leidenschaftslos! Ich sehne mich nach ihm, und wenn er da ist, zerreißt mir die Ungeduld das Herz, daß wir von gleichgiltigen Dingen reden, und ich vergehe vor Verlangen, mit ihm allein zu sein. Seit heute aber weiß ich auch, daß ich dies nicht weiter tragen kann. Er soll es wissen, daß ich ihn lieb habe. Ich werde es ihm sagen und mein Schicksal aus seinem Munde hören."

„Er wird solche Liebesbekenntnisse wohl schon öfters gehört haben," klang's ihr herb und scharf entgegen, und Juliens Augen blitzten fast feindlich auf. „Vielleicht nicht von so reinen Lippen, wie die Ihren, Mathilde, vielleicht nicht aus so idealem Herzen. Aber davon können Sie überzeugt sein, daß Sie die Erste nicht sind, die ihm ihr Herz vor die Füße wirft. Bedenken Sie nur: ein hübscher, freier, reicher Mann, er wird aus Berechnung begehrt, auch wenn er nicht geliebt würde. Und Sie sehen, er ist trotzdem noch einsam und scheint seiner Freiheit nicht überdrüssig. Wenn er nun auch zu Ihnen sagte: ‚Arme Mathilde, ich verdiene Ihre Neigung nicht! Ich habe keinen Sinn für Herzensliebe und Treue!' und wenn trotz seiner glatten Worte um seinen Mund doch ein leises Lächeln geschmeichelter Eitelkeit huschte, wie bitterlich würde Ihr Stolz die Stunde bereuen! Ich beschwöre Sie: vergeben Sie sich nichts — gerade diesem Manne gegenüber nicht!"

Julie sprach aus voller Ueberzeugung, aber nicht mit der vollen Ruhe einer Warnerin, die nur das fremde Interesse im Auge hat. Sie betrachtete die Liebe des Mädchens als eine hoffnungslose, und es reizte sie zum Zorn, daß Mathilde ihr nutzloses Wünschen nicht begraben wollte. Wie sie nun aufblickte und das Mädchen vor sich stehen sah, so schön in ihrer Erregung, die ihrem feinen Gesichte Farbe, ihrer Gestalt feuriges Leben verlieh, da frug sie sich freilich, ob ein Mann diesen heißen jungfräulichen Augen gegenüber wohl kühl bleiben würde.

Aber sie schwieg, und Mathilde strich sich nach einer Weile mit der Hand über die Stirne und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Sie mögen wohl Recht haben, Julie; es ist besser, ich erspare mir und ihm die Pein einer solchen Entscheidungsstunde. Ich würde wohl auch vor seinen Augen niemals den Muth zum Reden haben, von dem ich nur fable, wenn er fern ist." —

Eine schwüle Stimmung herrschte seit diesem Morgen in der Familie. Mathilde ging mit müdem, freudlosem Gesicht umher, saß stundenlang in der versteckstesten Laube am Seeufer und schaute in düsterem Brüten auf die sonnig-glitzernden Wellen; seltsamer Weise schien ihr Vater das scheue, traurige Wesen seiner Tochter kaum zu bemerken. Ueber Rueda sprach er kein weiteres Wort, und derselbe hatte auch jeden Verkehr abgebrochen. (Fortsetzung folgt.)

Das Ballongespenst.

(Mit Bild auf Seite 385.)

Bei ihrem Aufsteigen in die höheren Regionen der Atmosphäre gewahren die Luftschiffer mitunter auf einer lichten Dunstwand ein Schattenbild, das ganz genau den Ballon mit seinem Taunetz, der Gondel und ihren Insassen wiedergibt. Sie nennen diese auf S. 385 dargestellte Erscheinung das Ballongespenst. Ihre Erklärung ist die gleiche, wie für das sogenannte Brockengespenst, das mitunter auf der höchsten Kuppe des Harzes beobachtet wird und in nichts Anderem besteht, als in den Schattenbildern von Personen in einer östlichen Nebelwand bei Sonnenuntergang. Natürlich ist bei dem Ballongespenst die Art der Spiegelung von der Beschaffenheit und Gruppirung der den Ballon umgebenden Wolkenmassen abhängig. Nicht immer erscheint daher das vollständige Spiegelbild des Luftschiffes, sondern oft nur ein Theil davon in unheimlich verzerrter oder verkürzter Gestalt, bisweilen sogar in einer Verdoppelung. Der Neuling in der Ballongondel wird dies merkwürdige Schattenbild zuerst nicht ohne einige Scheu gewahren, der erfahrene Luftschiffer dagegen begrüßt es als alten Bekannten mit fröhlichem Winken, was die geisterhafte Erscheinung natürlich in derselben Weise erwiedert.

Die Wimbachklamm in Oberbayern.

(Mit Bild auf Seite 388.)

Eine „Klamm" ist in der Sprache der Bewohner unserer deutschen Alpen eine enge Felsschlucht, welche durch die Arbeit des Gebirgswassers entstanden ist, das sich im Laufe von Jahrtausenden durch eine schroffe Felswand gleichsam hindurchgesägt und so die Steilschlucht geschaffen hat. Eine der schönsten dieser Klammen ist die Wimbachklamm in der Ramsau, von der wir auf S. 388 eine Ansicht bringen. Wenn man von Berchtesgaden durch das reizende Thal der Ramsauer Ache wandert, so gelangt man über Ilsank etwa fünf Minuten vor dem Dorfe Ramsau an die Wimbachbrücke mit einem bescheidenen Wirthshaus, wo ein Wegweiser nach der Wimbachklamm steht. Man überschreitet die Ramsauer Ache und gelangt bald an den Eingang der malerischen Felsschlucht, von der unser Holzschnitt einen Theil zeigt. Durch den harten Fels hat sich der wilde Wimbach, der von dem Hochkalter und Watzmann (dem Hocheck) herabkommt, seine Bahn gebrochen und tost in Hunderten von kleinen Fällen daher. Nur am hohen Mittag fallen die Sonnenstrahlen in die tiefe Schlucht, in welcher ein dämmerndes Halbdunkel herrscht.

Das Geheimniß des Oceans.

Historische Erzählung von **Valentin Fern.**

1. (Nachdruck verboten.)

Es war im Februar des Jahres 1813. Eine frische Brise strich über die Wellen des Stillen Oceans und schwellte die Segel des Schiffes „Hunter", geführt von Kapitän Robson, welches nach Vanua Levu bestimmt war, einer der größeren Inseln des Fidschi-Archipels, dessen Bewohner bei den Seeleuten den Ruf genossen, das heimtückischste Volk der Südsee zu sein.

In der That hatten die Missionare damals auf diesen, von blutgierigen Kannibalen bevölkerten Eilanden noch nicht festen Fuß fassen können; aber der waghalsige Spekulations- und Handelsgeist war dem religiösen Eifer vorausgeeilt. Seit einem Jahrzehnt besuchten zuweilen kühne und gewinngierige Abenteurer — englische, amerikanische und spanische Kapitäne — die Sandelholzbai auf Vanua Levu, um Ladungen des kostbaren Holzes, wovon die Bai den Namen hat, einzutauschen.

Der erste Offizier oder Steuermann an Bord des „Hunter" hieß Norman, der zweite Dillon. Die übrige Mannschaft war zusammengewürfelt aus allen Weltenden, doch bestand sie zumeist aus Engländern; es befanden sich dabei auch Laskaren — das Schiff kam nämlich von Kalkutta und sollte von den Fidschi-Inseln nach Kanton segeln — ferner ein Chinese, der Louis genannt wurde, und ein Deutscher, der Preuße Martin Buchart, ein sonderbarer Abenteurer, dem die Welt, wie aus dem Verlauf unserer Erzählung sich ergeben wird, den ersten richtigen Wink zur Enthüllung eines großen Geheimnisses verdankt.

Robson und Dillon hatten schon früher mit dem „Hunter" den Fidschi-Archipel besucht; sie kannten genau die Gebräuche der Insulaner und hatten sich sogar mit ihrer Sprache vertraut gemacht.



Die Wimbachklamm in Oberbayern. (S. 387)

Die Kannibalenstämme der Insel Vanua Levu lebten untereinander in fortwährenden Kriegen. Kapitän Robson hatte ehemals mit seiner Mannschaft in diesen Kriegen Partei ergriffen für den Häuptling Bonassar, dessen Dorf Vilear in der Nähe der Sandelholzbai lag.

Am 19. Februar langte das Schiff in der Bai an und ankerte vor der Mündung eines kleinen Flusses. Die Scenerie der Küste, der Flußufer und der ganzen Insel überhaupt ist über alle Beschreibung malerisch und prächtig. Vanua Levu, das Kannibalen-Eiland, gleicht einem irdischen Paradiese: Wälder und Hügel im frischesten üppigsten Grün prangend, eine Fülle der schönsten Blumen und herrlichsten Früchte aller Art, die liebliche Natur in ihrer verschwenderischesten Laune, und ringsum das schimmernde Meer und darüber der tiefblaue Himmel.

An Bord befanden sich einige Geschütze. Drei Kanonenschüsse wurden als Signal abgefeuert. Bald darauf kam eine große Pirogue den Fluß herab und näherte sich dem Schiffe. In derselben saßen der Häuptling Bonassar, einige Nambos oder Unterhäuptlinge und mehrere Ambettis oder Priester, welche sämmtlich an Bord des „Hunter" stiegen.

Die Fidschi-Insulaner sind groß und stattlich und von dunkelbrauner Hautfarbe. Ihre Kleidung besteht hauptsächlich aus dem breiten polynesischen Tapagürtel, bereitet aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes. Ihre Haare sind sehr dicht, gekräuselt und kunstvoll zu kugeligen, grotesken Frisuren emporgeflochten.

„Großer Kapitän," sagte Bonassar, „vor zwanzig Monaten hast Du uns geholfen, unsere grimmigen Feinde, die Nanpacabs, zu besiegen. Aber während Deiner Abwesenheit haben sie sich wieder gegen uns empört."

Humoristisches: Soldatenliebe.



Der Ferdinand, die Adelheid,
Die liebten sich voll Innigkeit.



Er tanzt mit ihr voll Heldenmuth,
Wie es Soldaten ziemen thut.



Wogegen sie ihm wieder zeigt,
Wie sehr ihr Herz ihm zugeneigt



Da macht der Hauptmann ihm bekannt:
„Du bist Gefreiter, Ferdinand!“



Darob wird dieser stolz gar sehr,
Er kennt die Adelheid nicht mehr.



Sie hat ihm einen Brief gesandt:
„Bist Du mir untreu, Ferdinand?“



Die Antwort lautet kurz und kahl
„Du bist nicht mehr mein Ideal!“



Doch bald stellt sich die Reue ein,
Ihr Bild erfüllt sein ganzes Sein.



Vor Hunger und vor Liebesgram
Verliert er fünfzehn Kilogramm.



Selbst wenn er auf der Schildwach ist,
Er ganz den Dienst um sie vergißt



Vor dem gestrengen General
Da präsentirt er gar nicht 'mal.



D'rauf sperrt man ihn drei Tag' in's Loch,
Das bessert Ferdinanden doch.



Sobald er frei, geht er zu ihr.
„O Adelheid, vergebe mir!“



Und sie, von Mitleid ganz verzehrt,
Hat ihm Verzeihung gern gewährt.



Bald sind vereint für alle Zeit
Der Ferdinand, die Adelheid.

„Was kann ich dabei thun, großer Häuptling?“ fragte Robson und ließ gastfreundlich den Wilden Rum einschenken.

„Du mußt uns abermals mit dem Donner und Blitz Deiner Musketen helfen.“

„Ich besorge, daß mir diesmal keine Zeit dazu bleibt.“

„Du wirst kein Sandelholz erlangen, großer Kapitän, wenn Du uns nicht helfen willst, die Nanpacabs zu besiegen.“

„Warum denn nicht, großer Häuptling?“

„Weil meine Leute es unter solchen Umständen nicht wagen dürfen, in die Wälder zu dringen.“

„Was meint Ihr dazu, Norman?“ fragte Robson in englischer Sprache seinen Offizier.

„Wir müssen wohl in den sauren Apfel beißen und mit diesen kannibalischen Schuften uns herumbalgen,“ versetzte Norman.

„Wohl,“ sprach der Kapitän, „ich will Dir noch diesmal helfen, großer Häuptling. Aber Du sorgst dann auch dafür, daß ich mein Schiff rasch voll Sandelholz bekomme?“

„Darauf kannst Du Dich verlassen, großer Kapitän.“

Nachdem dies abgemacht war, tranken Bonassar und seine Begleiter noch einige Gläser Rum und verließen dann den „Hunter“.

Es entstand nun in den nächsten Tagen ein reger Verkehr zwischen den Bewohnern von Bilear und den Europäern. Große Vorbereitungen für den Kampf mit den Nanpacabs wurden getroffen. Darauf fand der Kriegszug statt. Kapitän Robson rüstete drei bewaffnete Boote aus. Viertausend Fidschikrieger bildeten die Armee, welche Bonassar in's Feld stellte.

Die Nanpacabs konnten solcher Macht nicht widerstehen; sie wurden geschlagen und von Neuem der Gewalt des Häuptlings von Bilear unterworfen. Die in der Schlacht getödteten Nanpacabs wurden von den Siegern nicht begraben, sondern dienten zu den scheußlichsten Orgien des Kannibalismus. Schaudernd wandten sich die Europäer von den gräßlichen Scenen ab.

Die Sandelholzlieferung nahm nun ihren Anfang, ging aber sehr langsam von statten. Endlich kam Kapitän Robson, den die Verzögerung sehr erbitterte, dahinter, daß sein vermeintlicher Freund Bonassar ihn schnöde hintergehe, daß es der heimtückische Plan der Wilden sei, ihn und die Mannschaft zu ermorden, um dann ungestört das Fahrzeug plündern zu können.

In der That wurde in einer dunklen Nacht das Schiff von einer großen Piroguenflotte heftig angegriffen, doch mißlang den Wilden gründlich der Anschlag, denn die Seeleute waren auf ihrer Hut. Vierzehn Piroguen wurden zerstört, die anderen flüchteten. Acht gefangene Unterhäuptlinge behielt der Kapitän als Geiseln zurück.

Darauf machte Robson seinerseits einen unvorsichtigen Streich.

Ein Angriff auf Bilear sollte unternommen werden, um Bonassar zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zu zwingen. Zu solchem Behufe begaben sich tollkühner Weise zwanzig bewaffnete Matrosen unter Führung von Norman und Dillon an's Land.

Als sie landeten, sahen sie zuerst Niemand; die Kannibalen hatten sich zurückgezogen, und die Europäer passirten ungehindert die Ebene am Strande. Auf einem schmalen Pfade marschirte dann die Truppe durch ein Wäldchen bis zu einem bebuschten Hügel.

Einige Eingeborene standen auf der Höhe, die das Kriegsgeschrei erschallen ließen. Als die Seeleute gegen sie vorrückten, entflohen sie eilends. Unerschrocken folgten ihnen Norman und Dillon mit ihrer Mannschaft. Plötzlich ertönte wildes Geheul, und die muthige Schaar wurde von mehreren tausend Wilden angegriffen. Der treulose Bonassar war unter ihnen.

„O Du schwarzer Schuft!“ rief Norman.

„Ich will ihm eine Kugel durch den Kopf jagen,“ sagte kaltblütig Martin Buchart, der ein ausgezeichneter Schütze war.

Er legte seine Muskete an, zielte und schoß den Häuptling nieder. Furchtbares Wuthgeschrei der Kannibalen antwortete auf diese That.

„Wir müssen zurück, Norman!“ schrie Dillon; „oder wir sind Alle des Todes!“

Der erste Offizier sah ein, daß es unmöglich sei, gegen eine solche Uebermacht zu kämpfen, und befahl den Rückzug. Mit ihren Feuerwaffen hielten die Seeleute sich die Wilden noch eine Zeitlang vom Leibe. Da sprang ein riesenhafter Kannibale mitten unter sie und zerschmetterte mit einem Keulenschlage den Schädel des Matrosen Dunstan. Dillon schoß den verwegenen Wilden sogleich nieder. Aber das fürchterliche Triumphgeheul, welches rings um erscholl, ließ ihn erbeben.

Das zweite Opfer war der junge Seemann Graham, der ebenfalls unter einem Keulenschlage zu Boden sank.

Der Rückzug wurde fortgesetzt, doch die Wilden wurden immer kühner. Norman kam nun an die Reihe. Ein Wurfspeer drang ihm durch den Rücken. Er taumelte noch einige Schritte und fiel dann todt nieder. Eine Minute später wurde der Matrose Parker erschlagen.

Die Lebenden nahmen die Waffen der Todten an sich und marschirten, so rasch sie konnten, den Weg zurück, welchen sie gekommen waren. Noch Mehrere fanden ein blutiges Ende, bevor die grüne Ebene am Strande erreicht wurde. Als sie dieselbe endlich überschauen konnten, bemerkten sie zu ihrem Schrecken, daß dort Tausende von Kannibalen versammelt waren.

Einsam aus der Ebene erhob sich ein steiler Felsen, etwa fünfzig Fuß hoch, nach drei Seiten zu jäh abschüssig und nur auf der vierten Seite mit Mühe zu erklimmen. Derselbe war von den Wilden nicht besetzt, und Dillon glaubte, daß sich derselbe als Vertheidigungspunkt benützen ließe. Deshalb rief er den Seinigen zu: „Auf den Felsen! Auf den Felsen!“

Wie Verzweifelte schlugen sich die Seeleute durch den Haufen der Kannibalen und suchten den Felsen zu erklettern, wobei noch Einige das Leben verloren. Von den tapferen Männern erreichten nur sechs die Höhe. Es waren Dillon selbst, die englischen Matrosen Savage, Wilson und Davy, der Chinese Louis und der Preuße Buchart. Von dem Felsen aus konnten sie die Bai überblicken, wo draußen der „Hunter“ auf den Wellen schaukelte. Ihre einzige Hoffnung beruhte darauf, daß Robson einen Versuch machen würde, sie gegen die Geiseln, welche er an Bord hatte, auszulösen. Thatkräftige Hilfe konnte er unmöglich leisten, denn es waren nur noch vier englische Seeleute und ein Dutzend Laskaren auf dem Schiffe.

Dillon versuchte durch Zurufe in der Fidschisprache den Wilden begreiflich zu machen, daß es ihr eigenes Interesse erheische, ihn und die anderen fünf am Leben und frei ziehen zu lassen, da sonst die acht Geiseln an Bord des „Hunter“ aufgehängt werden würden. Man achtete anscheinend nicht darauf, sondern beantwortete seine wohlgemeinten Reden durch Hohngelächter und fürchterliches Geheul.

Darauf versuchte eine Anzahl Insulaner den Felsen zu erstürmen. Aber die Belagerten schossen so gut, daß die Angreifer sich bald in respektvolle Entfernung zurückzogen. Besonders zeichnete sich durch Kaltblütigkeit der Preuße Buchart aus; der mit achtundzwanzig Schüssen siebenundzwanzig Kannibalen tödtete, was Dillon höchlich bewunderte.

Die Insulaner, ohne den Felsen aus den Augen zu lassen, beschäftigen sich nun mit anderen Dingen. Auf der Ebene zündeten sie große Feuer an und schleppten die zerstückelten Körper der gefallenen Europäer herbei, um dieselben zuzubereiten. Es war offenbar ihre Absicht, angesichts der Belagerten eine Kannibalenmahlzeit abzuhalten.

Unterdessen hatte Kapitän Robson draußen durch sein Fernrohr die bedrängte Lage seiner Leute auf dem Felsen wahrgenommen. Er wußte noch nicht, daß Bonassar getödtet sei, und dachte, es wäre vielleicht noch möglich, sich mit ihm in Güte zu verständigen. Er ließ ein Boot bemannen und die acht gefangenen Geiseln hineinsetzen. Der Bootführer sollte mit den Wilden unterhandeln und für die Loslassung der Geiseln den Abzug der Leute auf dem Felsen verlangen.

Dillon bemerkte, wie das Boot vom Schiff abstieß, errieth das Manöver des Kapitäns und gerieth in Unruhe. „Wenn das Boot unvorsichtiger Weise dem Strande allzu nahe kommt, werden die Wilden darüber herfallen und die Besatzung tödten. Dann wäre Alles verloren.“

Die Uebrigen waren derselben Meinung, aber Keiner wußte Rath.

Da näherte sich dem Felsen eine grotesk aufgeputzte Persönlichkeit mit geradezu ungeheuerlicher Haarfrisur, die einem riesigen Stachelschweine glich. Es war der Großambetti von Bilear, der Oberpriester oder Hauptzauberer des Stammes.

Dillon schrie ihm zu: „Höre mich, Ambetti! Willst Du uns frei passiren lassen, wenn die acht Gefangenen vom Schiffe ausgeliefert werden?“

Der Großambetti bejahte.

„Wir müssen es wagen,“ sagte Dillon. „Es bleibt uns nichts Anderes übrig.“

Und die sechs Männer verließen den Zufluchtsort; Savage und der Chinese Louis gingen voraus; ihnen folgte Dillon mit den Anderen.

Kaum waren sie einige Schritte vorwärts gegangen, als der Großambetti einen Haufen Kannibalen herbeiwinkte. Ein herkulischer Wilder zerschmetterte mit der Keule dem Chinesen den Schädel, sechs andere fielen über Savage her und tödteten ihn.

In diesem kritischen Augenblick verfiel Dillon auf ein seltsames Rettungsmittel. Wie ein Tiger sprang er auf den Großambetti zu, packte mit der linken Hand dessen Haarfrisur und setzte ihm mit der rechten die Spitze eines blinkenden Dolches an die Kehle.

„Verrätherischer Bösewicht!“ schrie er. „Falscher Ambetti! Ich tödte Dich augenblicklich, wenn Deine Leute nicht zurückweichen! Du bist des Todes, wenn ich und meine drei letzten Gefährten nicht unbehelligt das Boot erreichen!“

Die Wilden stießen ein Wuthgebrülle aus und wollten über die Gruppe herstürzen, um ihren Zauberer zu befreien. Doch dieser, der wohl die Gefahr, in die er gerathen, begriff, rief ihnen zu: „Zurück! Zurück!“

Die Kannibalen wichen zurück und bildeten ein breite Gasse, durch welche Dillon schritt, den Großambetti mit sich schleppend, gefolgt von Buchart, Wilson und Davy. Vorüber kamen sie an den mächtigen Feuern, wo die Körper ihrer todten Gefährten brieten, und erreichten den Strand zu derselben Zeit, als auch das Boot sich näherte.

„Kommt nicht zu nahe heran!“ schrie Dillon der Bootsmannschaft zu. Und er schleppte seinen Gefangenen, durch das seichte Wasser watend, bis zum Boote.

„Steigt ein, Buchart, Davy, Wilson! Haltet die Flinten im Anschlag! Ihr Anderen auch! Laßt die acht Gefangenen aussteigen. So! Ihr bleibt hier im Wasser stehen! Du auch, Ambetti! Rührt ihr euch von der Stelle, bis wir hundert Schritte weit draußen mit dem Boote sind, so schießen wir euch nieder! Buchart, Ihr seid der beste Schütze, behaltet den Ambetti im Auge!"

Die neun Kannibalen verstanden Alles sehr gut.

Dillon stieg nun auch in's Boot und befahl die Abfahrt. Als das kleine Fahrzeug eine Strecke weit draußen war, wateten die acht Unterhäuptlinge und der Großambetti an's Land.

Die Insulaner heulten ihr Kriegsgeschrei und sandten dem Boote einen Hagel von Wurfspeeren und Pfeilen nach, die aber machtlos in's Wasser fielen.

Dillon gelangte mit seinen Gefährten glücklich an Bord und erstattete dem Kapitän über die fürchterlichen Ereignisse Bericht.

Robson war ganz außer sich vor Wuth, wie es schien weniger über den Verlust seiner Leute, als über das Scheitern seines Geschäfts. „Verwünscht," schrie er, „ich fürchte, das gute Geschäft in der Sandelholzbai ist für immer aus!"

„Das fürchte ich auch, Sir."

„Es hätte Alles noch wieder geordnet werden können, wenn Bonassar nicht erschossen worden wäre."

„Der abscheuliche Verräther verdiente wohl den Tod."

„Wer hat ihn erschossen?"

„Der Preuße."

Der Kapitän murmelte einen Fluch und gerieth in gewaltigen Zorn über Buchart. Dillon seinerseits machte dem Kapitän heftige Vorwürfe darüber, daß er leichtfertig die Expedition nach Vilear anbefohlen. Der Streit führte beinahe zu Thätlichkeiten, besonders als sich auch Buchart einmischte.

„Ich setze Euch auf der nächsten Insel aus, Unverschämter!" drohte ihm der Kapitän.

„Daran thut Ihr wohl, Kapitän," versetzte der Preuße gelassen. „Ich bin vollkommen damit einverstanden, vorausgesetzt, daß es keine Kannibaleninsel ist."

Zornig befahl Robson, den Anker zu lichten und das Schiff segelfertig zu machen. Eine Stunde später glitt der „Hunter" aus der Sandelholzbai, durchsteuerte den Fidschi-Archipel und segelte nach nordwestlicher Richtung. Nach vierzehntägiger Fahrt tauchte vor dem Schiffe ein anmuthiges Eiland aus dem Meere auf. Es war die Insel Tikopia, deren Bewohner der hellfarbigen polynesischen Rasse angehören, sanft, friedliebend und keine Kannibalen sind. Martin Buchart schaffte seine Seemannskiste an Deck und sagte zu dem Kapitän: „Hier will ich an's Land gesetzt werden."

Ein Laskare, der Joe genannt wurde, erklärte gleichfalls, daß er den „Hunter" verlassen wolle, da er des Seelebens überdrüssig geworden sei und bei dem Preußen zu bleiben wünsche.

Robson sagte fluchend, sie sollten ihren Willen haben, aber keinen Heller Geld von ihrem verdienten Lohn. Er ließ ein Boot aussetzen, und die Beiden stiegen mit ihren Sachen hinein. Das Boot glitt dem Strande zu, wo die beiden neuen Robinsone ausstiegen, und kehrte darauf zum Schiffe zurück. Weiter segelte der „Hunter" und war bald den Blicken entschwunden.

2.

Dreizehn Jahre versanken im Zeitengrab. Dillon war mittlerweile Kapitän eines Schiffes der Ostindischen Compagnie geworden. Im Jahre 1826 durchsteuerte er den Stillen Ocean, von Valparaiso kommend und nach Bengalen bestimmt. Als er in die Nähe von Tikopia gelangte, wandelte ihn die Lust an, der Insel einen Besuch zu machen, um zu erfahren, ob seine beiden ehemaligen Schiffsgefährten vom „Hunter" sich noch unter den Lebenden befänden. Er führte die Absicht aus, ankerte bei Tikopia und ging an's Land.

Martin Buchart und Joe lebten noch und hausten in elenden Rohrhütten auf Robinson'sche Art, selber zu halben Wilden geworden, ohne Sorge um heute und morgen, mit den Eingeborenen Tikopia's übrigens im besten Einvernehmen. Der Laskare hatte eine Wilde gefreit und war glücklicher Familienvater, Buchart aber hatte es vorgezogen, Junggeselle zu bleiben.

Der Preuße war ein cynischer Philosoph und gleichgiltig gegen Alles in der Welt geworden. Tagelang lag er müßig und träumerisch unter den Kokospalmen am Strande. Als Dillon ihm den Antrag machte, ihn nach Bengalen mitzunehmen, von wo er nach Europa zurückkehren könne, lehnte er ohne Besinnen ab. Er sagte: „Meine kleine Rohrhütte hier ist mir lieber, als alle europäischen Herrlichkeiten, wovon der Arme ja doch keinen Genuß hat. Als freier Insulaner will ich auf Tikopia leben und sterben."

Der Laskare Joe bot dem Kapitän einen prächtigen und kunstvoll gearbeiteten silbernen Degengriff zum Kauf an.

„Wo habt Ihr das hübsche Ding her?" fragte Dillon.

„Von der benachbarten Insel Vanikoro."

„Die kenne ich nicht."

Der Laskare deutete nach Westen.

„Dort ist sie zu finden."

„Die Insel Vanikoro ist noch auf keiner Karte, das will ich glauben," sagte Buchart; „sie ist von gefährlichen Klippen umgeben, wodurch die ansegelnden Schiffe abgeschreckt werden, die See dort zu befahren. Ich aber bin mit Joe in einer großen seetüchtigen Pirogue dort gewesen, und wir kennen das Fahrwasser. Man kann auch mit großen Schiffen hinkommen, wenn man vorsichtig ist. Vor etwa vierzig Jahren sind dort in einer stürmischen Nacht zwei sehr große Schiffe gestrandet, und die Insulaner haben bei der Gelegenheit allerlei Sachen erbeutet, so auch den silbernen Degengriff, welchen Joe von ihnen eintauschte."

„Wißt Ihr noch Näheres darüber? Was waren das für Schiffe?"

„Ich kann's nicht mit Bestimmtheit sagen; aber ich vermuthe nach den Erzählungen der Vanikorier, daß es französische Schiffe waren."

„Dann können es nur die Fregatten des unglücklichen Lapérouse gewesen sein, die so geheimnißvoll im Stillen Ocean verschwanden."

„Möglich! Uebrigens ist mir das Alles ganz gleichgiltig."

„Aber ich interessire mich außerordentlich dafür!" rief Dillon aufgeregt. „Denn hier ist Ehre und Ruhm zu erwerben! Bisher konnte trotz aller Nachforschungen keine Spur von Lap rouse's Expedition aufgefunden werden. Es hieß nur einmal vor langen Jahren, ein amerikanischer Walfischfänger habe auf einer Insel des Louisiaden-Archipels in den Händen eines Wilden ein Ludwigskreuz gesehen. Doch ist das ungewiß geblieben. Jetzt aber glaube ich, mit Eurer Hilfe den Schauplatz der großen Seetragödie nachweisen zu können, nämlich Vanikoro."

„Ich freue mich, wenn Euch das Vergnügen macht."

„Die Welt wird Euch dankbar sein, Buchart! Euer Name wird nun ruhmvoll in den Annalen der Schifffahrt und der Geschichte der geographischen Entdeckungen glänzen!"

„Das Alles ist mir ganz einerlei."

„Habt Ihr denn gar keine Wünsche, Buchart?"

„Einige Pfunde Tabak würden mir willkommen sein."

„Ihr sollt einen halben Centner haben."

„Danke, Kapitän!"

„Und sonst wünscht Ihr nichts?"

„Kauft meinem Freunde Joe den Degengriff ab."

„Gewiß, ich will ihn kaufen um jeden Preis. Ich kann mich jetzt nicht in diesen Gewässern aufhalten, aber ich werde bald wieder kommen, um Vanikoro aufzusuchen. Den Degengriff gebrauche ich als Beweisstück."

Joe verlangte und erhielt eine Muskete, sowie das nöthige Schießpulver und Schrot. Darauf begab sich Dillon auf sein Schiff zurück und ging unter Segel.

Nach der Ankunft in Kalkutta gab er der Ostindischen Compagnie, sowie der Asiatischen gelehrten Gesellschaft und dem Generalgouverneur von Britisch-Indien Kunde von dem, was er auf Tikopia erfahren. Die Nachricht war interessant und wichtig genug. Es wurde beschlossen, ein Schiff unter Dillon's Befehl nach Vanikoro zu senden.

Zuerst segelte der tüchtige Kapitän wieder nach Tikopia, wo er durch vieles Bitten Buchart und Joe bewog, ihn zu begleiten. Darauf steuerte er nach ihrer Anweisung vorsichtig durch die gefährliche klippenerfüllte See nach Vanikoro, wo er einen guten Ankerplatz fand und von den Eingeborenen freundlich empfangen wurde. Dort ermittelte er in der That mit Sicherheit, daß die Schiffe Lapérouse's, nämlich die Fregatten „Astrolabe" und „Boussole", vor etwa vierzig Jahren, muthmaßlich 1788, auf einem der Insel vorliegenden Riffe gescheitert waren.

Von den Mannschaften waren Viele ertrunken, Andere in Streithändeln mit den Insulanern erschlagen worden, aber dennoch hatten Viele, vielleicht mehrere hundert, die Katastrophe und die Kämpfe überlebt und sich jahrzehntelang auf der Insel aufgehalten, bis allmälig der Tod sie weggerafft hatte.

So war man denn nun endlich im Klaren über das Schicksal der berühmten, von dem unglücklichen Könige Ludwig XVI. selbst 1785 mit Instruktionen versehenen Expedition. Von den Eingeborenen kaufte Dillon viele Sachen, die von den gescheiterten Fregatten herstammten. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte segelte er wieder nach Tikopia, wo er seine Begleiter, die ihm so nützlich gewesen als Lootsen und Dolmetscher, absetzte.

Darauf steuerte er nach Kalkutta. Seine Auftraggeber waren mit dem Erfolge der Reise sehr zufrieden. Sie schickten ihn ohne Verzug nach Paris, wo die Entdeckung des englischen Kapitäns großes Aufsehen erregte. Dillon wurde mit Ehren überhäuft, ja sogar dem Könige Karl X. vorgestellt, welcher ihm das Kreuz der Ehrenlegion verlieh. Außerdem empfing er ein Ehrengeschenk von zehntausend Franken und eine Pension von viertausend Franken.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein ungewöhnlicher Bittsteller. — Der erste Großherzog von Hessen-Darmstadt nach Erhebung des bisherigen Landgrafenthums zu dieser Würde, Ludwig I., war ein leidenschaftlicher Freund der Jagd und edler Pferde. Von letzteren fanden sich die kostbarsten Rassen in seinen Stallungen, und ein ausgewähltes, reich bezahltes Personal war mit der Wartung der edlen Thiere beauftragt. Zu diesem zählte seit Jahresfrist ein Bereiter Namens Buch, der sich durch sorgsame Behandlung seiner vierfüßigen Pfleglinge, namentlich aber durch vortreffliche Dressur derselben die besondere Gunst des regierenden Herrn erworben hatte; seine Obliegenheit ward ihm um so

leichter, da Buch früher Mitglied einer Kunstreitertruppe gewesen war, aber an der fahrenden, nomadisirenden Lebensweise dieses Standes wenig Behagen gefunden hatte. Sonst ein nüchterner, besonnener Mann, traf den Bereiter, der in heiterem Kreise einmal über den Durst getrunken und dadurch seine Pflicht bei einem erkrankten Lieblingspferd des Großherzogs versäumt hatte, das Unglück, den Tod des kostbaren Thieres zu verursachen. — Ludwig I. war außer sich, und namentlich deshalb, weil er sein Vertrauen auf den Eifer und die Treue seines Bereiters so arg getäuscht sah. Er befahl, daß Buch sich innerhalb Tagesfrist aus dem Großherzogthum zu entfernen habe.

Vergebens suchte der bereuende, hart getroffene Mann Gehör bei dem zürnenden Fürsten zu erlangen, vergebens verwandten sich einflußreiche Personen des Hofes für den Verabschiedeten, der seine ganze Zukunft vernichtet sah, jede Fürbitte steigerte die Erbitterung des Großherzogs nur noch mehr, und um ihnen ein Ende zu machen, erklärte der Fürst schließlich, daß kein Mensch es fürder wagen solle, ihm zu Gunsten Buch's zu nahe zu kommen.

So brach der nächste Tag an, und wie gewöhnlich benutzte Ludwig den prächtigen Herbstmorgen zu einem Spazierritt nach seinem Jagdschloß Kranichstein. Von seinem Gefolge begleitet, trat er unter das Portal seines Palastes, um das Pferd zu besteigen, als aus der Richtung der Stallungen her ein prächtiger Schimmel in den Ehrenhof trabte, ein Blatt Papier sorgsam zwischen den Zähnen haltend. Einen Augenblick lang sah sich das Thier mit klugen Augen um, eine kaum merkliche Bewegung des hinter dem Großherzog stehenden Stallmeisters, wahrscheinlich eines Freundes des Bedrohten, schien es sofort zu rechtem Ziel zu leiten, um so mehr, als der überraschte Landesfürst ein paar Schritte vorgetreten war. Nun ließ sich der Schimmel vor Ludwig auf die Kniee nieder und bot ihm in zierlicher Weise das Blatt; der Großherzog, obwohl er den Inhalt ahnen mochte, wies es nicht zurück. Es trug den sauber geschriebenen Vers:

„Kein Mensch wagt den Versuch,
So hör' des Thieres Bitten:
Es bleib' Bereiter Buch
In Deinem Dienst gelitten.“

Der Großherzog lachte hell auf. „Das war schlau!“ sagte er; „nun denn, um des Bittstellers willen will ich der Bitte Gewährung leihen; aber,“ fügte er zu seiner Umgebung hinzu, „bei ähnlichem Falle werde ich mir künftig auch thierische Vermittelung verbitten.“

Der überglückliche Buch behielt seinen Posten, und vergalt die Gnade seines fürstlichen Herrn durch verdoppelte, unerschütterliche Diensttreue. [H—d.]

Humboldt als Mordbrenner. — Im Jahre 1829 reiste Alexander v. Humboldt durch Sibirien, versehen mit besonderen Geleitsbriefen von den höchsten St. Petersburger Regierungsgewalten, was aber nicht hinderte, daß er von verschiedenen übereifrigen russischen Beamten mit Mißtrauen beobachtet wurde. So kam er auch in die Stadt Ischim im Gouvernement Tobolsk, um dort astronomische Beobachtungen anzustellen. Hier erschien er dem damaligen Polizeimeister und Oberhaupt der Stadt so verdächtig, daß derselbe seinem Chef, dem Generalgouverneur von Sibirien, eiligst folgenden seltsamen Bericht einsandte:

„Vor einigen Tagen ist ein Deutscher hier eingetroffen, Namens Humboldt, schmächtig, nicht groß von Wuchs, von Ansehen unbedeutend, aber dabei sehr wichtigthuend und mit einem Brief von Eurer hohen Excellenz versehen, in welchem Sie mir vorschreiben, gegen ihn mich höflich zu verhalten. Ich bin ihm auch mit gebührender Achtung entgegengekommen, muß jedoch bemerken, daß mir seine Persönlichkeit verdächtig und sehr gefährlich erscheint. Er hat mir von vornherein mißfallen. Er spricht zu viel und mißachtet meine Gastfreundschaft, wobei er, die höchsten offiziellen Persönlichkeiten der Stadt seiner Aufmerksamkeit nicht würdigend, mit Polen und anderen politischen Verbrechern, welche hier unter meiner Aufsicht sich befinden, in Unterhandlungen sich einläßt. Ich erlaube mir Eurer hohen Excellenz zu vermelden, daß dergleichen Unterhandlungen mit den politischen Verbrechern meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, namentlich seit er nach langen Verhandlungen mit ihnen Nachts in ihrer Begleitung auf einen die Stadt beherrschenden Hügel gegangen ist. Dort haben sie einen Kasten hinaufgeschleppt und aus demselben ein Instrument herausgeholt, das die Form eines langen Rohrs hatte. Nachdem sie dies Rohr auf drei Füßen befestigt, richtete er es direkt auf die Stadt, und Einer nach dem Anderen trat heran und sah, ob es gut gerichtet sei. Hierin eine große Gefahr für die Stadt erblickend, da sie ganz aus Holz ist, habe ich einen aus einem Unterfähnrich und sechs Mann bestehenden Wachtposten mit geladenem Gewehr zum Hügel geschickt, um den Deutschen nicht aus dem Auge zu lassen, und Alles, was er thut, zu beobachten. Eurer Excellenz dies mit besonderem Kurier vermeldend, erbitte ich weitere Verhaltungsmaßregeln und benutze die Gelegenheit, Sie meiner Bereitwilligkeit, meines Gehorsams und meiner Ergebenheit gegen Zar und Vaterland als ehrlicher russischer, schon über zwanzig Jahre im Dienst befindlicher Offizier zu versichern.“ Dieser charakteristische Brief blieb natürlich unbeantwortet, Humboldt zündete auch mit seinem Teleskop die Stadt nicht an. [Th.]

Der Löwenhof der Alhambra bei Granada.

(Mit Abbildung.)

Zwei Kilometer von Granada krönt die frühere maurische Königsburg Alhambra, das prächtigste Denkmal maurisch-arabischer Baukunst in Europa, den Grat eines bewaldeten felsigen Berges, zwischen den Flüssen Darro und Xenil. Der Bau dieser Königsburg begann zu Anfang des 13. Jahrhunderts, wurde um die Mitte des 14. vollendet und selbst im 15. noch durch einige Arbeiten vervollständigt. Sie macht mit ihren röthlichen Wall- und Umfassungsmauern, ihren Moscheen, Kirchen, Palästen, etwa 30 Thürmen und anderen Gebäuden den Eindruck einer herrlichen königlichen Residenz. Der Glanzpunkt im Innern der Alhambra bildet der berühmte Löwenhof, von dem wir eine Ansicht bringen, und der seinen Namen von dem in der Mitte stehenden prächtigen Springbrunnen hat, dessen untere Schale auf zwölf Löwen von schwarzem Marmor ruht. Dieser Hof hat eine Länge von 32, eine Breite von 20 Meter und ist rings von leichten zierlichen Arkaden mit fein durchbrochenem Gitterwerk, das durch schlanke Pfeiler von weißem Marmor getragen wird, umgeben. Hier entfalten maurische Architektur und Ornamentik ihre reichste Schönheit.



Löwenhof der Alhambra bei Granada.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 48:
Traue dem Urtheil des Freundes nicht, er ist bestochen durch seine Liebe.

Charade. (Viersilbig.)

Nicht schlimm're Pein zu denken mir
Weiß ich als Ein, Zwei, Drei und Vier,
Und wenn ich just darunter leide,
Begrüß' ich Jedermann mit Freude;
Der sonst vielleicht mir unbequem,
Er ist als Gast jetzt angenehm
Und kommt so bald nicht wieder fort.
Zerlegest Du mein Räthselwort
Jetzt aber in der Wörter zwei,
Ruf' ich's dem Gaste freundlich zu,
Und gleich bleibt's, ob Drei, Vier — Ein, Zwei!

Auflösung folgt in Nr. 50. [Adolf Nagel.]

Scherz-Räthsel.

Von ihm kommt helles Licht in Häuser, Kirchen, Münster;
Vertauscht ihr e mit i, so bleibt's beständig finster.

Auflösung folgt in Nr. 50. [C. Leo.]

Auflösung des Logogriphs in Nr. 48:
Gewicht, Gericht, Gesicht, Gedicht.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.